

# Mit Heinrich Federer

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **6 (1911-1912)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751220>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

möchten wir aber auch die andern Werke nicht vergessen, die Aquarelle, die Chr. Baumgartner und Adolphe Tièche ausstellen, jeden als reifen, zielbewußten Meister seiner ihm eigenen Ausdrucksform zeigend; die graphischen Blätter, unter denen Meister Albert Weltis prachtvolle Löwenstizzen sind, was der Löwe unter den Tieren des Waldes. Man scheut nicht zurück vor dem Vergleich mit Rembrandts Zeichnungen. Mit wehmütigen Gefühlen betrachtet man die entzückende Radierung der heimeligen „Beranda“. Mit Vergnügen bemerkt man zum ersten Male auch Weltis Sohn unter den Ausstellern, der so tapfer in die Fußstapfen seines Vaters tritt mit einer lustigen Phantasie, die den Lehrmeister nicht verleugnet. Schon selbstbewußter folgt Fritz Pauli Weltis Spuren in den Radierungen und in dem nach alten Meistern gemalten Selbstporträt. Reicher als sonst ist dieses Jahr auch die Bildhauerkunst vertreten, dank vor allem der Liebenswürdigkeit R. de Niederhäusers, der trotz konsequenter Mißachtung von seiten der heimatlichen offiziellen Auftraggeber die Ausstellung außerordentlich reich bedacht hat und das mit Meisterwerken, die den übrigen Ausstellern sehr gefährlich werden.

Hoffen wir, daß die diesjährige sehenswerte Weihnachts-Ausstellung den Berner Malern in weitesten Kreisen die Sympathie erwerbe, deren sie zur Verwirklichung ihrer Baupläne bedürfen.

Hans Bloesch

## Mit Heinrich Federer

Von Dr. Ernst Eschmann



Was das für ein allerliebste Nestchen ist, dieses Lachweiler \*)! So reizend, so heimelig, mit winkeligen Gassen und alten, erdenmüden Bürgerhäusern, die in den Tag und noch mehr in die Nacht hinein träumen. Und erst die Menschen, die über die Gassen hinweg miteinander plaudern, die Buben und Mädchen, die ihrem Schulmeister Philipp Korn so viel Arbeit geben, dann all die köstlichen Exemplare geplagter und fröhlicher Men-

\*) Lachweiler Geschichten von Heinrich Federer. 102. Band der Grotteschen Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller.

schenkinder, wie etwa „Unser Nachtwächter Prometheus“, Andreas Marzele, in seinen schwarzen Hosen, der geblumten Weste aus Perkal, und in seinem Rock mit zu engen und zu kurzen Ärmeln und mit einem so schmalen Schulterblatt, daß man immer das Gefühl der Bedrängnis hat, wenn er redet und dazu hantiert. Mit was für Dichteraugen er dreinschaut! Ich wette: in sein Herz ist mehr als ein Tröpflein seines meisterlichen Schöpfers eingeflossen. Er ist ein wahrhafter Prometheus, nicht nur darin, daß er in seinem freien Tun gefesselt ist. Allen Wesen, die um ihn sich nach der Sonne wenden, haucht er Leben ein. Für ihn gibt es keine toten Dinge. Wenn er an ihnen vorbeigeht, hebt es sich wie ein Schleier von ihnen auf. Sie erwachen, recken den Kopf in die Höhe, reiben die Augen aus und beginnen zu erzählen, lange Schicksale, Kummer und Freude. Und ist er vorbei, legen sie sich zur Ruhe, bis er sie wieder weckt.

Dieses Dörfchen Lachweiler, das vielleicht auch noch ein Hüttchen von Seldwyl in sich schließt, liegt „mit seinen wie eine furchtsame Herde zusammengekoppelten, eng ineinander geschmiegtten Häusern da. Wo ein starker, hoher Baum, eine Pappel oder Linde etwa aufschießt, da ducken sich gewiß ihrer drei, vier zusammen.“ So sonnig es in die Welt guckt, ist es doch schwer gedrückt von der Last und der Tradition vieler Jahrhunderte. Die Zugluft neuer und freier Ideen geht über die Dächer hinweg, ohne sie zu berühren. Nur dem alten Nachtwächter singt sie ein Liedchen ins Ohr, wenn er allein sinnend durch die Gassen wandelt. Dann fühlt er, der Rock weite sich aus, und er freut sich einen Moment des Glaubens, er vermöge die alten Fesseln zu sprengen.

Dieses Lachweiler ist wie ein köstlicher Traum, erblüht in der Phantasie des Dichters. Wie breit, wie reich und voll sie strömt, wie ein frischer Quell aus blumigen Gründen! Federers Phantasie hat den Goldglanz gesunder, sprudelnder Fröhlichkeit, sie leuchtet auf wie eine Rakete in den Nachthimmel, die immer neue Sterne ausschüttet. Sie glüht und sprüht und überrascht mit immer neuen Blüten und Strahlengarben. Wär's Musik, würden wir etwa auf ein Scherzo oder Rondo von Schubert raten. Gerade so übermütig kugeln die Bilder aneinander und durcheinander. Und was sie noch heller in den Vordergrund rückt: sie heben sich ab von einem dunkleren, ernsten Grunde. Sie sind auch nicht mit Ketten und Zangen mühsam herbeigezerrt, kommen nicht aus fernen, unbekanntten Himmelsstrichen, sondern hüpfen uns

zu aus Wald und Feld, blißen aus Wolken und Gewittern, sind Blätter aus dem unerschöpflichen Werke der Natur.

Und die Bilder lächeln. Sie sind meist Kinder eines edeln, tiefen Humors. Sie legen ein Flecklein Sonne auf schrullige Menschen, umschimmern den alten, verknöcherten und ledernen Dorfschulmeister Philippus Korn, der immer einen ganzen Satz verlangt, und auch den breitschultrigen Schulratspräsidenten, der ein wenig hinkt mit dem linken Bein, nicht etwa weil es kürzer ist, nur „um sich sozusagen damit eine beschwerliche Wichtigkeit zu geben“. Im Examen läßt er den Lehrer mit „Geographie“ beginnen, dann befiehlt er Mathematik, „der Mann, der nicht multiplizieren kann“. Wie da drauflos gerechnet wird, daß es eine Freude ist! Nicht etwa mit steifen, abstrakten Nummern, sondern mit allerlei spukhaften, quecksilbernen Dingen. „Ein ergötzliches Scharmüzel beginnt. Vom Pulte fliegen saubere, runde Zahlen in die Bänke. Wie Bälle werden sie dort aufgefangen und zurückgegeben. Die wohlgenährte, in ihrem Fett leuchtende Null, der spitze, magere etwas giftige Einer, die schöne, kokette Drei, der feste Springer Fünf, die behäbige Acht, die vornehme Sechs und der schwermütige immer an das Ende der Welt und den jüngsten Tag denkende Neuner, — sie fliegen hinüber und herüber und zwitschern dazu wie Vögel.“

Wir haben eigentlich alle noch ein bißchen Bürgerrecht in Lachweiler, die Alten und die Jungen. Oder sind wir denn immer, auch in unserer Schulzeit, ganz ehrlich und aufrichtig gewesen? Haben wir nie etwas gestohlen hinter dem Rücken der Eltern? Unvermerkt sind wir mit Heinrich Federer aus der Sonne in den Schatten getreten. Er erzählt uns die nachdenkliche Geschichte vom „G e s t o h l e n e n K ö n i g v o n B e l g i e n“. Die schwere Kette Versuchung — Diebstahl — Gewissensbisse — und freies Geständnis wird an uns vorübergezogen. Wer hätte nicht schon ähnliche Stimmungen durchgemacht! Aber wer hat sie uns schon so eindrücklich wieder ins Gedächtnis gerufen? Ich wüßte keinen Namen zu nennen. Federer sieht nicht bloß den Buben, wie er den Fünfränkler im Hosensack krampfhaft und ängstlich festhält, er hört ihn auch übermütig pfeifen, um sein wachgewordenes böses Gewissen zu betäuben und zu betrügen, er zündet ihm auch ins hinterste Winkelchen seiner Seele und schaut, wie er zittert, da auf einmal der Polizist an der Ecke steht und ihn ansieht. Nun getraut er sich nicht mehr, einen Witz über ihn zu machen, wie ehemals. Er fühlt plötzlich, wie ihn dieser Mann sehr viel angeht und wie er in seinen Augen

sogleich zu einer ernsthaften Macht heranwächst. Die Last wird so schwer, daß sie zuletzt abgeworfen werden muß. In langsamem, manchmal fast zu gemächlichem Schritt schreitet die Geschichte vor, wie ein Fußpfad über Berg und Tal. Behutsam schleicht er zuerst an allen Häusern von Lachweiler vorbei und guckt sich vergnüglich um, betrachtet und bewundert die Blumen vor den kleinen Fenstern und plaudert mit den gesprächigen, altväterischen Menschen. Dann fällt ihm plötzlich ein: Ich habe ja Eile! und zieht festen Laufes bergan. Aber er kann es nicht lassen und schaut noch einmal zurück: Wie schön doch Lachweiler da unten liegt! Manchmal verschwindet er in ein Wäldchen, daß man eine Weile zweifelt, wo er wohl hinaus will. Aber schon steht er wieder auf grünen Matten und freut sich des weiten Weges vor sich, der gleichsam in die Ewigkeit hinüberführt. So erzählt Federer. Er hat keine Ruhe, bis jedes Plätzchen in seinem Reiz und seiner Stimmung ganz ausgeschöpft ist. Und er schöpft es aus mit goldenen Eimern. Wir genießen die Tropfen, die herniederperlen, und bereuen kaum, daß wir so lange aufgehalten worden sind. Wir kommen immer noch früh genug, um zu sehen, wie Heireli auf dem dünnen, krachenden Eise in Todesängsten schwebt und sich teuer und heilig gelobt: „Wenn ich da heil wegkomme, so laufe ich sofort heim und erzähle der Mutter alles und lasse mich abstrafen.“ Er kommt heil weg und tut es wie jeder Bub doch nicht.

Wie dem Säemann nicht alle Körner auf den rechten, guten Platz fallen, verirrt sich auch bei Federer die eine und andere Perle. Oder weiß mir jemand im weiten Lande einen Lehrer zu nennen, der den Schülern ein so tiefes Märchen erzählt wie die „Geschichte vom losen Fräulein Leben und von der gestrengen Frau Ewigkeit, die auf einer Heerstraße zusammentrafen und ein Stück weit mitsammen gingen. In ihrer Mitte, Arm in Arm, klapperte ein dürrer, hagerer Geselle mit, Gevatter Tod.“ Das Gespräch, das nun anhebt, gräbt in die dunkeln Schächte künstlerischer Weltbetrachtung und zwingt zu einer Mitarbeit, die sich reichlich lohnt. Der Tod philosophiert zu seinen Begleiterinnen:

„Ich bin nichts, gar nichts ohne euch. Ich bin der letzte Buchstabe von dir, liebes Bäschen (zum Leben), und bin der erste Buchstabe von dir, ehrwürdige Großmutter Ewigkeit.“ Oder, wenn er von den Menschen spricht: „Ich mache sie nicht reif oder weif. Ich bin nur der Finger, der sie pflückt, der Rücken, der sie vom Diesseits ins Jenseits trägt.“

Kein Wunder, daß sich den Kindern eine Minute später alles vernebelte, als der Lehrer Philipp verstummte.

In solchen Stellen merken wir, wie im Räderwerk des kunstvollen Gefüges noch ein Schraubchen wackelt und ein Rädchen los ist. Der Künstler hat noch nicht alle Spuren seiner Arbeit verwischt. Es ist noch ein Stücklein Rohmaterial zurückgeblieben, und der Dichter stolpert darüber.

Ein Riemchen rüttelt auch noch in der so kräftigen, vaterländisch begeisternden Soldatengeschichte: *Die Manöver*. Aber das Defektlein ist gut überbrückt. Federer besitzt die Virtuosität des vollendeten Pianisten, der mit weichen, prickelnden Trillern, mit fabelhaften Sprüngen und Kapriolen die Zuhörer so zu bezaubern weiß, daß sie eines gewagten Überganges und gar einiger ungerufenen Dissonanzen nicht gewahr werden. Wie, wenn sich nie und nimmer ein schweizerischer Hauptmann leistete, was der kühne Leonz Faller wagte? Die Manöverordnung hat ausdrücklich bestimmt, der Goldacker dürfe nicht zur Operationsbasis benützt werden. Dadurch, daß er trotz dieses Befehles seine Batterie in den reichbehangenen und köstlich gesegneten Weinberg seines Vaters hineinkommandiert und den Feind unverhofft so mörderisch zwischen das Feuer nimmt, sichert er seiner Armee und sich den Sieg und obendrein noch seine Rosine als Braut, die Tochter des so hartnäckig widerstrebenden Obersten Bleuler.

Federer besitzt nicht nur ein in alle Fernen träumendes Auge, auch mannhaften Mut und eine große Lust, Gewitterstimmung zu beschwören und sie in mächtigen Stößen zu entladen. Wie unerschrocken stürmt sein Hauptmann vor! „Durch die zarten, mädchenhaften Reben führen nun die ungeschlachten Eisenungeheuer, nachdem die Pferde ihre erste Scheu vor dieser wunderbaren Straße überwunden hatten. Es krachten die dürren Holzsteden wie die morschen Knochen eines Sterbenden, und mit ihnen sanken wie mit gerungenen Armen die Reben, und das rote Blut sprang ihnen aus allen Gliedern.“

So individuell die Figuren gefaßt sind, stehen sie doch nicht vereinzelt da. Ihre Schicksale werden manchmal typisch für ganze Klassen und Gruppen von Menschen. Sie ziehen ganze Heere hinter sich nach. So „*Der Erzengel Michael*“. Ein feder, tatenlustiger Bub kennt kein schöner Vergnügen als Schlachten schlagen, Burgen und Städte brechen und in der Weltgeschichte nachlesen, „was vor Zeiten sich auf dem alten Erdboden polternd und leise zuge-





Guno Amiet

Schlafendes Kind

tragen“. Aber schließlich streift er alles kriegerische Heldentum ab, weil ihn die Liebe überwältigt und er das schlichte Heldentum seiner Hetti, die kein Pünktlein in der elterlichen Haushaltung vergißt, viel höher schätzen lernt. Als Symbol dafür gilt der im Dunkel verborgene Erzengel Michael in der Kirche zu Basön, den sich die Jugend tausendmal gewaltiger und kriegerischer vorstellt und der in dem Moment, da ihn einmal im Jahr die Sonne beleuchtet, mit sanftem Gesicht und gutmütigen Augen bittet: „Nehmt mir doch das Schwert und den Helm ab und gebt mir lieber ein Rauchfäßlein in die Hand oder eine Lilie, wie mein heiliger Bruder Gabriel eine trägt, das dient mir besser.“ Dieses alte und ewig neue Erlebnis ist mit großer Kunst dargestellt und mit lebhaften Farben hingemalt, wie etwa ein Bild von Hans Thoma.

Erstlinge wie die Lachweiler Geschichten müssen aus einem reifen Garten stammen. Der junge Frühling stürmischer und kopfeinrennender Versuche hat lange ausgetobt und einem blühenden Sommer Platz gemacht. Mit welchen Hoffnungen darf man erst den kommenden Tagen, dem Herbst entgegensehen!

Aber halt! Das ist doch ein sonderbarer Prophet, der Sonnenschein verkündet, da die Sonne schon am Himmel wieder mit neuem Glanze aufgegangen. Ich meine den großen, gewichtigen Alpenroman „Berge und Menschen“\*)

Er ist ein hohes Lied der Schönheit, der Majestät und Wucht, der läuternden Macht unserer Schweizerberge, und klingt in kräftigen Akkorden, bald wie schäumende Wildwasser oder wie der Wind, der um die Felsen orgelt, „bald mit tiefem Baß, bald mit kleinen, spizen Pfeifen“. Das Neue und Packende liegt in der wahrhaft imponierenden Auffassung unserer Gebirgswelt. Sie steht nicht da als bloßer szenarischer Hintergrund, vor dem sich die Menschen bewegen. Sie spricht ein gewichtiges Wort bei den schweren Schicksalen ihrer Söhne mit, „etwa wie der Chor der Alten“, ja noch viel eindringlicher. Sie greift mit fester Hand und unwiderstehlicher Gebärde selbst in die Entschlüsse und Handlungen der Menschen ein und ist immer ausschlaggebend, wo entscheidende Wendungen eintreten. Berge und Menschen sind eins. Sie helfen einander, schaffen und feiern zusammen, sie ringen auch miteinander. Die mächtigste Faust aber und die unbändigste Kraft behalten die Berge. Die Menschen wollen auf die schwindelnde Höhe des Absomer eine Bahn bauen. Der Absomer

\*) Berge und Menschen. Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. 103. Band.



schüttelt sich, tobt und zerstört in einer Gewitternacht, was Menschenlist und Menschengestalt ihm mit mühsamer Arbeit abgerungen und abgetrokt haben. Und dennoch lieben sie die Menschen und meinen es gut mit ihnen. Wo ihnen die Kraft fehlt, helfen sie. Und Ehrlichkeit wollen sie haben. Sie ruhen nicht und reden den Menschen so furchtbar ins Gewissen, bis sie ihre Schuld vor aller Welt verkünden und nach Möglichkeit wieder gut machen. Keiner hat das mehr erfahren als der Ingenieur Emil Manuß, der vor Jahren im Absomer Gebiet in studentischem Übermut eine folgenschwere Liebesnacht verlebte und eine junge, blühende Alplerin ins Unglück gestürzt. Die Berge haben es nicht vergessen. Nun Manuß wieder ihnen unter die Augen kommt, lassen sie ihn nicht mehr los. An einer gefährlichen Stelle, wo ihm „der Tod mit dem kleinen Finger kalt in den Rücken tupft“, auf halsbrecherischen Bändern, „über die keine Kaze liefe, auch wenn das Gessimse voll Mäuse wäre“, in dieser „alpinen Teufelei“ ruft das böse Gewissen mit aller Gewalt, und der heulende Wind klagt ihn an: „Welche Stimmen er hat! Stimmen von Kindern, die winseln wie Hündchen, und von Wahnsinnigen und von Zornigen und von Spöttern. Und alle diese gellenden Stimmen scheinen zu rufen: „Haben wir dich jetzt?“ „Gutmachen, Manuß, gutmachen, ehrlich sein!“ Die Kraxelei über den im Volksmunde genannten „Hosendreckeler“ hinauf ist ein unerreichtes Glanzstück in unserer gesamten Alpenromanliteratur.

Sie können noch mehr, unsere Berge. Menschen, Gatten, die in der Heze und in der aufreibenden Arbeit des Tages im Tale unten sich innerlich verloren, die führen die Berge wieder zusammen. Sie zwingen zur Selbsteinkehr mit einem so kategorischen Muß, daß ihnen niemand widerstehen kann.

Und was da oben für ein Leben herrscht! Federer hat seine Berge fast städtisch dicht und reich bevölkert. Auf den Alpen und in den Hütten schaffen die Sennen, in den Felsen hämmern die Erdarbeiter, in den katholischen Dörfern Mattli und Miezeler und im protestantischen Absom wimmelt, jauchzt, flucht und donnert eine Welt von Menschen. Und von Menschen, die Fleisch und Blut haben, mit starren Köpfen, starken Armen, mit bösen Gedanken, mit gutem Willen; mit klugen, hellichtigen Augen und mit dummen, ehrabschneiderischen Mäulern, die das Hofianna und Kreuzige ihn! tagtäglich schreien. Federer kennt sein Volk gut, die Jungen und die Alten, beide Geschlechter. Und er stellt seine Gestalten deutlich vor uns hin. Wir glauben ihnen aufs Wort.

Nur selten haben wir das Gefühl: Das hat ihnen der Dichter zugeflüstert. Soll ich ein Beispiel nennen? Frau Sette liest den Brief, der sie zu ihrem Gatten, zum Ingenieur, in die Berge ruft. Minchen, das Töchterlein, schaut ihr zu. „Es nimmt sich vor, Mutter zu beobachten. Und so oft sie froh dreinschaut, will es eine Sonne, aber wenn sie unliebe Miene macht, eine schwarze Wolke über den Giebel seiner Wohnstatt malen.“ Diese frühe Symbolik ist im Herzen dem Mädchen fremd. Und Mang, der verachtete uneheliche Bub der Cäcilie Astli und Emils, Mang, der an Sohnes Statt angenommen ist, ist für einen Alplerbuben gar gelehrt. Gewiß! Er liest leidenschaftlich gern und hat viel Phantasie. Aber die Geschichte, die er seinen Gespielen erzählt und die das Volkstum so prächtig in den Vordergrund rückt, würde einem belesenen Dichter noch Ehre machen.

Was doch dieser Ernst Broller, der Fabrikant und Dorfkönig von Abjom, für eine männliche, prächtige Figur ist! Sein Schicksal ergreift und packt. Aus tiefen, sozialen Gefühlen sucht er Verdienst in sein Ländchen zu bringen. Uneigennützig tritt er für sein Dorf ein, wenn es auch den Anschein hat, er habe strenge Diktatorallüren. Das unentschlossene Volk braucht eine Persönlichkeit, die auch vor starken Widerständen nicht zurückschreckt. Sein hitziges, feuriges Blut verstrickt ihn ins Unheil. Aber ist es nicht ganz verständlich, wenn er von seiner lügenhaften, klatschbasigen, herzlich unbedeutenden Frau zur lebenslustigen, verführerisch gewandten und bestrickenden Cäcilie Astli hingedrängt wird, zu der der junge Ingenieur unwiderstehlich gezogen wurde? Das Schicksal spinnt seine Fäden um ihn, um Manuß, um ihre Frauen und Kinder, um die ganze Gemeinde, ja um das ganze liebe Ländchen des Absomergebietes.

Wo finden wir es auf der Karte? Am ehesten im Appenzeller Land. Da wohnen die witzigen Bauern, da ist der Jodel daheim. „Es gibt keine Worte dabei, es ist nur Naturlaut. Aber wenn ein Berg oder eine helle Wiese oder ein Wasser oder ein Laub oder ein noch stummes Kind singen könnte in einem Chor, so käme es so heraus, es würde ein Jodel, das einzige Lied ohne Worte, das doch mehr sagt als alle Sprachen mitsammen.“

Lyrische, epische und dramatische Partien wechseln ab. Es ist verblüffend, wie der Kleinmaler und Detailkünstler Federer sich manchmal aufrafft und eine Szene hinwirft, so wuchtig, so lebendig und so bunt, daß man jubeln möchte: Ein neuer Dramatiker! Solche Szenen steigern den epischen Fluß und blitzen wie Sonnen auf, die noch lange nachleuchten, wenn ihr Glanz erloschen

ist. Schon in den Lachweilergeschichten haben sie ihre Vorläufer. Hier treten sie noch schlagender und anschaulicher hervor.

Überhaupt: Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit ist eines der schönsten und markantesten Kennzeichen der Federerschen Kunst. Der Hauptreiz ihrer Sprache liegt in den frischen, neu geschauten Bildern. Das Reich der Töne wird noch in die Welt des Bildes hinübergezogen. „Ihre Töne leuchteteten förmlich.“ (S. 81.) „Der Bergknöpfel freilich musizierte leise dazu, und etliche summten ebenso leise mit, auf und ab, wie über helle, runde Hügel und Täler.“ Und ferner. Der Blitzzug: „ein Blick des Auslandes durch die Schweiz“. Wem ist das schon in den Sinn gekommen? „Über die Ebene im West und Nord hat die Nacht schon lange ihre schwarze Fahne gesetzt.“ Wie schön man das sieht!

Von hoher Warte aus betrachtet Federer die Welt, als stände er in den „Proszeniumslogen Riffelalp oder Mürren“. Er schaut mit einem freundlichen Verstehen und Verzeihen über die von Leidenschaften zerwühlten Menschen und in sie hinein. Er brummt und donnert nicht pfarrherrlich drauflos, wenn so ein armes Menschlein neben die Straße geraten ist. Von innen heraus und mit Hilfe der allgewaltigen Berge sucht er es wieder auf den rechten Pfad zu führen. Er liebt es, die Macht des Gewissens zu offenbaren, zum erstenmal im „Gestohlenen König von Belgien“.

Seine Warte steht auch über allen konfessionellen Hader. An der Kilbi zu Miezeler klingen die Predigten des Kaplans und des protestantischen Pfarrers Daniel ineinander. Ein prächtiges Motiv! Ja der eine nimmt improvisierend die Worte des andern auf und spinnt sie weiter. „In christlicher Freiheit zu wandeln, edel und gut.“ „Ein Reich des Friedens hat mein Bruder da drüben gesagt.“ Gemeinsame Liebe und Hilfe über alle Schranken hinweg ist Toleranz, die jeden Priester ehrt.

Federers Kunst wird genossen wie schwerer, echter Rotwein. Sie ist ganz Eigengewächs und verrät in keinem Tröpflein fremdes Blut. Sie strömt den Duft der Heimat aus, aber nicht aufdringlich. Unsere deutschen Nachbarn werden sie begrüßen wie wir und werden sie kosten, Zug für Zug, wie wir. Sie werden sich auch freuen an der leichten Dialektfärbung der Sprache, und am allermeisten werden sie sich mit uns freuen, daß auch ihnen ein neuer Dichter geschenkt ist, der viel zu singen und zu sagen hat.